

Prof. Dr. Peter Sloterdijk

Stadt-Energetik: Stichworte zur urbanen Verschwendungskultur

Zur Exposition meines Thema möchte ich mir zunächst erlauben darauf hinweisen, dass die Entdeckung der Nachhaltigkeit in zwei völlig verschiedenen Kontexten erfolgt ist. Die erste und aktuelle Entdeckung dieses Motivs ist für viele von uns mit einem Einschnitt in unserer eigenen Lebenszeit verbunden, sofern sie sich noch an die Energiekrise der frühen 70er Jahre erinnern. Diese Krise hat Geschichte gemacht hat, weil sie an die energetischen Grundlagen der Modernität rührte. Alle Diskussionen, die wir bis heute über Fragen der Urbanität, des neuen Energiemanagements, der intelligenteren Mobilität und dergleichen führen, sind Anschlussdiskussionen, die den Knappheitsschock von damals und die Wiedereinführung des Bewusstseins von endlichen Ressourcen in eine sorglos energieverbrauchende Kultur zur Voraussetzung haben. Der Ausdruck Nachhaltigkeit stammt aus der Förstersprache und bezeichnete gewisse waldwirtschaftliche und waldökologische Praktiken der Sorge für den Nachwuchs. Er wurde durch Übertragung zu einem semantischen Leitfossil des späten 20. Jahrhunderts, weil er eine Bewusstseinskrise indiziert, die der gegenwärtigen Kultur das drohende Ende ihres vorherrschenden energetischen Regimes ankündigt. In dem Konzept der Nachhaltigkeit verbirgt sich das prozesstheoretische Paradoxon, dass man Praktiken auf Dauer stellen möchte, die ihrer eigenen Natur nach mit Dauer nicht verträglich scheinen.

Unter geistesgeschichtlichen Aspekten ist es nun interessant, daran zu erinnern, dass es für einen solchen Diskurs ein eindrucksvolles Paradigma aus vormoderner Zeit gibt. Die ursprüngliche Entdeckung der Nachhaltigkeitsproblematik ist im 2. Jahrhundert vor Christus im vorderorientalischen Raum erfolgt, und zwar in Form der prophetischen Kritik an den Zukunftsaussichten bestehender Machtstrukturen. Das Buch Daniel aus dem Alten Testament gilt als das Gründungsdokument einer Literaturgattung, die von den Alttestamentlern unter dem Begriff Apokalyptik zusammengefasst wird. Man kann die Apokalyptik am besten als eine Eskalationsform von Prophetik verstehen, die besonders dann auftritt, wenn die gewöhnlichen Interventionen der Propheten als Ermahner der Mächtigen und Erinnerer an das göttliche und menschliche Recht vergeblich waren. In dieser Lage verschärft sich die moralische Mahnrede zur apokalyptischen Drohhede, die den bemängelten Weltzuständen ihr nahes Ende in Aussicht stellt. Die eigentliche Entdeckung der Nachhaltigkeitsdebatte ist demnach das Werk einer dritten Welle des jüdischen Prophetismus, die sich um 200 vor Christus entwickelte und deren typischer Vertreter Daniel ist. Dieser neue Prophetentypus unterscheidet sich von den frühen Kultpropheten, den *Nabis*, und den Schriftpropheten, die auf den ersten Jesaja folgten, im wesentlichen dadurch, dass sie die Fremdherrscher des jüdischen Volkes, im

gegebenen Fall die Seleukidendynastie der Zeit nach Alexander dem Großen, die Palästina despotisch regierte, mit einem Diskurs konfrontiert, der das Ende ihres Unrechtsregimes vorhersagt. Wir kennen das rätselhafte Drohbild, welches sich der amtierende Fürst von einem Traumdeuter namens Daniel auslegen lässt. Es handelt sich um einen Traum von einer Kolossalstatue mit einem Kopf aus Gold, einer Brust aus Silber, einem Bauch aus Kupfer, Schenkeln aus Eisen und Füßen aus Ton. Der Koloss auf tönernen Füßen ist seither das evokative Sinnbild für die interne Gefährdung überzogener Größe - ein Bild, das zumal durch die Deutung des Protoapokalyptikers Daniel zum Symbol für eine nichtzukunfts-fähige Machtstruktur werden sollte. In diesem Zusammenhang wird das Problem der Nicht-Nachhaltigkeit oder Nicht-Zukunftsfähigkeit imperialer Machttagglomerationen entdeckt und in einem neuartigen Sprachspiel fixiert. In dieser Form begleitet es dann die gesamte Geschichte Europas bis in die neueste Zeit - dann allerdings wird die religiöse Diskursform der Apokalyptik durch die Aufklärung diskreditiert, nicht zuletzt auch deswegen, weil unter den Sprachspielen der Aufklärung das vom kontinuierlichen Fortschritt der Zivilisation so erfolgreich wurde, dass eine Rede von Zivilisationsabbrüchen und Weltuntergängen nur noch als eine Form von romantisch-reaktionärem Pessimismus möglich zu sein schien. Die Moderne postuliert eine Welt, die von ihrem eigenen Design her nicht mehr untergangsfähig ist und eo ipso nicht untergangsbedroht sein kann. Erst im 20. Jahrhundert erfuhr die Apokalyptik unter dem Eindruck großer militärischer, demographischer und ökologischer Krisen eine Renaissance, die sich als Kulturkritik, als Zivilisationskritik und als ökosystemische Kritik an unhaltbaren und selbstdestruktiven Lebensstilen artikulierte.

Mein geistesgeschichtlicher Zugang zur der Problematik einer solchen Kritik an der Nicht-Nachhaltigkeit von Kulturstilen führt also bis in die ältere Zeit zurück. Ich darf vielleicht daran erinnern, dass auch die Apokalyptik nach Daniel in der Sache selbst nicht originell ist, denn schon zu seiner Zeit gehört der Rückblick auf untergegangene Machtgebilde seit mindestens tausend Jahren zu den Topoi der mesopotamischen Literatur. Es ist nicht allein der französische Aufklärer Volney gewesen, der kurz vor 1800 den Topos der mesopotamischen Ruine für die moderne Literatur erschlossen hat, so bedeutsam und folgenschwer auch seine ruinenromantische Betrachtung der mesopotamischen Folge von Reichen für das moderne Geschichtsbewusstsein gewesen sein mag. Die Mesopotamier selbst haben bereits gewusst, dass sie nicht die ersten sind und dass jede Stadt und jedes Imperium auf eine andere Stadt und ein anderes Imperium zurückblickt. Es war schon im Altertum jedes Mal eine psychopolitische Aufgabe ersten Ranges, die Voraussetzungen der Naivität zu regenerieren, die nötig ist, um sich selber von neuem als die Stadt zu behaupten, die jetzt an der Reihe ist und die nicht untergehen wird. Nichtsdestoweniger sind alle untergegangen, nicht zuletzt deswegen, weil alle diese imperialen Gebilde an ein, wenn man so sagen darf, energetisches Paradoxon gebunden waren, das sie mit ihren Mitteln weder beschreiben noch auflösen konnten. Die alten Reiche waren allesamt außerstande zu begreifen, dass eine Stadt im Wesentlichen nichts anderes ist als eine Verschwendungsanlage und eine Menschenverwöhnungsanlage. In solchen Anlagen werden Menschen - über das bis dahin menschenmögliche Maß hinaus - stadttypischer Entlastungen und Verwöhnungen teilhaftig, die sich sofort in das Nervensystem der Menschen einprägen, bis an den Punkt, dass sie lieber untergehen, als auf die erreichten zivilisatorischen Entlastungen und Verwöhnungen zu verzichten. Sie gewöhnen sich an einen hohen Energieverschwendungsaufwand, der freilich mit ihren eigenen Denkmitteln und ihrer kulturspezifischen Reflexionskapazität nicht als solcher erkannt und beschrieben werden kann, sodass diese Kulturen nicht imstande

gewesen sind, sich in ein intellegibles Verhältnis zu den Bedingungen ihres Unterganges zu versetzen. In diesem Punkt sind die mesopotamischen Reiche uns unähnlich, weil sie den Grund ihres künftigen Scheiterns noch nicht in ihren Selbstbeschreibungen gegenwärtig haben konnten. Wir unterscheiden uns von mesopotamischen Verhältnissen dadurch, dass wir schon heute wissen, was an unserem *way of life* nicht zukunftsfähig ist. Wir haben das *overstretching* als ein allgemeines formales Motiv der Selbstverunmöglichung von Zivilisationen herausgearbeitet und wissen, was selbstschädigende Mechanismen sind. Wir wissen, dass die moderne Stadtkultur in vielen Hinsichten auf solchen *self-defeating patterns* aufgebaut ist, gerade weil unsere großen Städte ihre doppelte Definition als Menschenverwöhnungsanlagen und als Energieverschwendungsanlagen in vollem Ausmaß erfüllen. Städte, wie wir sie kennen, leisten in diesen beiden Dimensionen Außerordentliches, und weil sie es leisten, erkennen wir in ihnen ökologisch hoch unwahrscheinliche Gebilde, deren Nicht-Nachhaltigkeit zu ihrer Definition selbst gehört. Aber wenn wir inzwischen das Prinzip der Nicht-Nachhaltigkeit solchen Lebens- und Wirtschaftsformen verstanden haben, dann nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass seit den 70er Jahren eine neuartige Dimension von Geschichtsbewusstsein aufgebrochen ist, die durch den Energieverknappungsschock ausgelöst worden ist.

Das seither für unsere politische und ökologische Selbstreflexion verbindlich gewordene Grenzen-des-Wachstums-Thema hat einen Paradigmenwechsel in der Kulturgeschichte ausgelöst. Wir haben verstanden, dass man Kulturen nicht nur nach ihren semiologischen, religiösen und juristischen Standards und ihren künstlerischen Ausdrucksformen beschreiben kann, sondern dass es auch und vor allem darauf ankommt, ihre energetische Stilistik zu untersuchen. Wenn es richtig ist, die Städte von ihren frühen Stadien an als Verschwendungs- und Verwöhnungsanlagen zu begreifen, ist es auch realistisch, die Frage zu stellen, wie die alten Städte sich gegen die Einsicht in ihre Unhaltbarkeit immunisiert haben. Sie hätten von heute her gedacht auch damals schon verstehen müssen, dass sie von Grund auf nichtnachhaltige Investitionen ins Unwahrscheinliche darstellten. Wie konnten sie sich über diese Evidenz hinwegtäuschen? Die Antwort auf diese Frage ist in erster Linie bei psychodynamischen und morphologischen Faktoren zu finden, die ich in einem Kapitel meines Buches *Sphären II*, das alten Stadtplänen und Stadtmauern gewidmet ist, untersucht habe. Für die modernen Städte und für nationalstaatliche Strukturen des Industriezeitalters ist es hingegen offenkundig, dass sie nicht mehr in demselben Ausmaß auf den archaischen psychoenergetischen Mechanismen beruhen können, weil in der Moderne die morphologische Definition der Stadt als psychopolitisch hoch aufgeladener Binnenraum nicht mehr gilt. Die Mauerlosigkeit der modernen Stadt ist hierfür nur ein äußerliches, wenn auch deutliches Kriterium. Die alten Städte hingegen können ihre psychoenergetische Konstitution als Verschwendungsraum und Menschenverwöhnungsraum nur sicherstellen, wenn sie auch prägnante morphologische Bedingungen erfüllen, von denen ihre Leistung als Kondensator für psychische Energien abhängt. In ihnen gehen neurosemantische Mechanismen mit militärpsychologischen Traditionen eine enge Verbindung ein. Wer hierüber Näheres in Erfahrung bringen möchte, muss sich mit der Entwicklung einer neuen theoretischen Disziplin an der Schwelle zwischen den Kultur- und den Biowissenschaften befassen, die sich in jüngster Zeit als Neuro-Psycho-Immunologie wissenschaftlich zu konstituieren beginnt.

Unter ihrer Anregung lassen sich auch historische Gesellschaften neu beschreiben, und zwar gerade im Hinblick auf die Formkräfte, die von früh an die Kompensation von Unwahrscheinlichkeit oder Nicht-Nachhaltigkeit in den alten Stadtkulturen geleistet haben.

Von diesen freihändig skizzierten Erwägungen ausgehend möchte ich jetzt einen Satz aus "Sphären II" zitieren, in dem ich mich mit dem beschäftige, was ich „murale Theologie“ oder Mauergottesdienst nenne. Ich stelle hier die Frage, welche theologischen Investitionen die Menschen der alten Zeit machen mussten, um an die Heilsbedeutsamkeit der Mauer zu glauben, die sie um ihre Kommune herum gebaut haben: „Der Mauerbau um die mesopotamischen Städte ist in einer so auffälligen Weise militärisch disfunktional, so übertrieben, expressiv und hyperbolisch, dass man mit guten Gründen fragen muss, ob nicht die Selbsteinmauerung dieser Gesellschaft der eigentliche Staatszweck der imperialen Formen gewesen ist.“ Hiermit möchte ich suggerieren, dass die alten Städte nicht so sehr militärische, als immunologische Festungen gewesen sind, deren Funktion in der Erzeugung einer gemeinsamen politischen Halluzination bestand - nämlich in der architektonischen Stabilisierung eines lokalen Phantasmas von Permanenz und Unangreifbarkeit. Hier wird ein funktionales Bündnis zwischen Architektur, Theologie und Psychopolitik sichtbar. Hat man erst einmal die Legitimität dieser Betrachtungsweise zugegeben, so lässt sich auch in allgemeinen Begriffen danach fragen, wie alte und moderne Gesellschaften die Wahrnehmung ihrer politisch-energetischen Unwahrscheinlichkeit in Regie nehmen. Die Frage nach der psychopolitischen Konstruktion der Stadt steht also an der Schnittlinie zwischen einem apokalyptischen und einem immunologischen Diskurs.

Jetzt kann ich meine These formulieren: Man muss den neuen Diskurs über Nachhaltigkeit ganz anders interpretieren als bisher üblich, weil er nicht so sehr die Bereitschaft zu einem energiepolitischen Umdenken signalisiert, als vielmehr die Forderung nach technischer Realisierung des bisher Unmöglichen ausdrückt. Er ist der Offenbarungseid der zeitgenössischen Stadtkultur, insofern er ein Erkenntnisinteresse artikuliert in Hinblick auf die Frage artikuliert: „Wie lässt sich Verschwendung perpetuieren?“. Niemand kann sich heute der Einsicht entziehen, dass das energetische Paradigma der Gegenwart auf Verschwendung und eo ipso auf einem sich selbst verunmöglichenden Konsumstil aufbaut - aber im Begriff der Verschwendung zeichnet sich zugleich ein Bedeutungs- und Bewertungswandel ab. Wir sind gewissermaßen neomesopotamische Problemkinder, die davon Kenntnis genommen haben, dass sie in einem energiepolitisch hochproblematischen Regime existieren. Antike Menschen hätten in unserer Lage die Priester und die Orakelmedien konsultiert, um aus ihrem Mund Weisungen für die Auflösung des Dilemmas zu erhalten. Sie hätten sich an die Götter gewandt und sie angefleht, ihnen ihren Beistand nicht ausgerechnet im Augenblick der Krise zu entziehen. Kulturen gehen bekanntlich nicht so sehr an äußeren Ursachen zugrunde, sondern vor allem dann, wenn die internen Orientierungssysteme versagen und wenn die Götter auf die im Krisenstress formulierten Fragen keine Antworten mehr geben. Und damit sind wir wieder an Schnittstelle zwischen dem Diskurs der Apokalyptik und dem der Sozialimmunologie. Wir wenden uns heute an das ökologische Orakel mit der Frage, wie eine nachhaltige Stadtkultur möglich wird, doch nach allem, was wir inzwischen wissen, ist uns klar, dass wir eine paradoxe Frage stellen - denn es ist paradox zu fragen, wie wir einen Verschwendungsstil perpetuieren können, der den Schnellzugriff auf erschöpfbare fossile Quellen der Erdvergangenheit zur Voraussetzung hat.

Eine akzeptable Antwort kann eigentlich nur darin bestehen, dass man an den Grundlagen für eine alternative Verschwendung arbeitet. Eine direkt verzichtorientierte Sparpolitik hat bei den Menschen der gegenwärtigen Kultur keine Chance. Die erste grüne Welle in der westlichen Gesellschaft ist, soweit man das heute erkennen kann, an der Tatsache gescheitert, dass sie eine neue Austerität gepredigt hat. Die Grünen haben sich in ihren ersten Auftritten unmissverständlich als ein Sparpriestertum vorgestellt, das eine karge Ökoreligion zu lancieren versuchte. In ihren fundamentalistischen Strömungen waren sogar verräterische Töne zu vernehmen, die einem quasi klerikalfaschistischen Ressentiment gegen den modernen way of life zu entspringen. Der ökologisierende Neopuritanismus hat seine Zeit gehabt und sich hinreichend bloßgestellt. Wir müssen realistisch genug sein zuzugeben, dass die Frage der Nachhaltigkeit heute anders formuliert und anders beantwortet werden muss. Der Öko-Diskurs hat das historische Verdienst, die Grenzen der Verschwendungskultur aufgezeigt zu haben. Dass diese Grenzen nicht so eng gezogen sind, wie die erste Welle der Ökopropheten behauptet hat, gibt uns bis auf weiteres eine Atempause. Die Entwarnung gilt aber nur für eine limitierte Zeitspanne, die allenfalls hundert Jahre tief sein kann. Einen echten Nachhaltigkeitstheoretiker beeindruckt das nicht, obschon man zugeben muss, dass wir aus psychologischen Gründen in der Regel nicht imstande sind, über die Schallmauer der dritten Generation hinwegzudenken. Die liegt aber immer noch unter der Hundertjährigkeit, sodass wir ein echtes Kalkulieren in Hundertjahres-Zeiträumen mental nicht ohne weiteres leisten können. Wenn man also hört, wir verfügten noch über fossile Energiereserven für hundert Jahre, kommt uns das auf psychologischer Ebene wie ein Passierschein für die Ewigkeit vor.

Aus diesen Gründen meine ich, dass die Reserven-Debatte erst wieder in einer Generation so ernst werden kann, wie sie eigentlich jetzt schon sein sollte. Unter all den Bilanzierungsversuchen, die am Ende des 20. Jahrhunderts unternommen wurden, hat mir immer der Hinweis darauf gefehlt, dass die Menschen unseres Zeitalters eine einschneidende Neudefinition des Freiheitsbegriffes erlebt haben, die bis auf die Ebene der elementaren Lebensgefühle durchgeschlagen hat. Wir gehören zu den ersten Generationen, deren Daseinsstimmung durch die Evidenz der Nicht-Knappheit von Energie geprägt ist. Die Verfügbarkeit von billiger Energie ist für die Menschen des späten zwanzigsten Jahrhunderts in unseren Kulturverhältnissen geradezu ein Existential geworden, um für einen Augenblick heideggerisch zu reden. Wir sind bis in die Prämissen unserer Lebensgefühle davon geprägt, dass Transport fast nichts kostet. Wir haben in unsere vitale Definition von Freiheit einen Mobilitätsstandard eingebaut, der für den allergrößten Teil der bisherigen Mitglieder der Menschengattung unvorstellbar gewesen wäre. Die Mobilität der heutigen Proletariate ist höher als die der antiken Fürsten. Wir haben den Begriff der Freiheit selbst mit der Praxis der Verschwendung kontaminiert. Wahrscheinlich werden nie mehr einen Freiheitsbegriff konzipieren können - zumindest nicht ohne äußerste Not -, in dem nicht das Verschwendungsrecht mitenthalten wäre, das heißt das Recht, ohne Angabe von Gründen energieaufwendige willkürliche Bewegungen in Nah- und Fernbereich auszuführen. Das Grundrecht auf Freizügigkeit übersetzt sich für uns in ein Menschenrecht auf Energieverschwendung im Dienst einer exzessiven privaten Mobilität. Das ist in unseren Nerven, in unserem kinetischen Habitus eingeprägt, und es ist kaum vorstellbar, dass diese Imprägnierung kurz und mittelfristig entscheidend revidiert werden könnte.

Ich will meinen Eindruck nicht verschweigen, dass die aktuelle Ebbe der grünen Politik mit der zunehmenden Selbstaffirmation des Verschwendungsrechts verbunden ist. Aber man sollte hier nicht gleich eine zynische Selbstzerstörungstendenz bei homo sapiens unterstellen. Man ist besser beraten, wenn man mit objektiven Konsequenzen der fortschreitenden subjektiven Verwöhnung rechnet. Verwöhnte Menschen zur Austerität überreden zu wollen, hat ungefähr so viel Aussicht auf Erfolg, wie der Versuch, eine Granate, die das Kanonenrohr verlassen hat, auf bloßem Verhandlungswege zur Rückkehr ins Rohr zu bewegen. Das liegt daran, dass in der resolut verschwendenden Kultur eine psychische Dynamik am Werk ist, die mit der physikalischen seltsam kooperiert. Auf der einen Seite gibt es die technologische Tendenz, Fülle herzustellen, wo vorher Knappheit war, was in der Hauptsache durch den Zugriff auf fossile Reserven wurde; auf der anderen Seite streben die Menschen danach, den Lastcharakter des Lebens insgesamt zu korrigieren und Entlastung zu schaffen, wo vorher Belastung war. Die Kurven der beiden Tendenzen sind auf problematische Weise miteinander korreliert, und zwar umso problematischer, als der Grenznutzen der physikalischen Energieverschwendung sinkt, während die Bereitschaft der Nervensysteme, Erleichterungen als solche wahrzunehmen, tendenziell abnimmt. Man muss also immer größere Quanten an Realenergie aufwenden, um auch nur noch kleine Verbesserungen im Bereich des Grenznutzens von Verwöhnung zu erzielen. Diese theoretischen Bemerkungen ließen sich an zahllosen empirischen Beobachtungen überprüfen. Ich bin seit längerem beeindruckt und beunruhigt durch die Tatsache, dass seit längerer Zeit eine deutliche Gleichzeitigkeit zwischen zunehmendem Problembewusstsein und verstärktem Konsum wahrgenommen werden kann. So ist etwa seit zwei Jahrzehnten eine eindrucksvolle Aufrüstung der Automobilflotte zu bemerken, sogar ein Trend zum großen Luxusfahrzeug, zur Erhöhung der Motorenleistung und zur Energieverschwendung mit halbwegs beruhigtem Gewissen - ein Trend, der sich nur durch die Verbindung zweier psychologischer Mechanismen deuten lässt, die allgemein menschliche Neigung zum Vertagen anspruchsvoller Neuordnungen des eigenen Verhaltens in Tateinheit mit der Hoffnung auf einen Zeitgewinn in der Energiepolitik, der uns das Fortfahren in den eingespielten Mobilitäts- und Konsumroutinen erlaubt - bis endlich alternative Quellen der Verschwendung erschlossen sind. Das aktuelle Verwöhnungsniveau lässt keinen Zweifel daran zu, dass die technologische Zivilisation keine andere Wahl hat, als die, von einem fossilenergetischen auf einen postfossilen Verschwendungsstandard umzustellen.

Seltsam berührt es in diesem Zusammenhang, dass auch die Grünen seit einiger Zeit den Eindruck erwecken, als interessierten sie sich für ihre eigenen Themen nicht mehr wirklich. Es ist unter ihnen offenbar niemandem aufgefallen ist, dass die neue A-Klasse von Mercedes auf einen Verbrauch von zehn Litern auf einhundert Kilometer ausgelegt wurde, was für einen Kleinwagen und die Ökoverision eines anspruchsvollen Wagens doch wirklich bedenklich ist. Aber sogar die Grünen beobachten dieses Feld nicht mehr im Ernst, sie hätten sonst an dieser Stelle angreifen und zeigen können, dass Sparthemen relevant bleiben, wenn wirklich die Endlichkeit der fossilen Energiequellen die Schicksalsfrage unserer Zivilisation enthält. Wer glaubt das zur Stunde konsequent? Die Akzeptanz solcher Diskurse befindet sich im jähren Verfall. Die Gesellschaft bewegt sich in einer Warteschleife vor dem vertagten Ernstfall. Dieser Zustand kann noch Jahrzehnte dauern, und man wird erst nachträglich wissen, ob es eine Gnadenfrist war oder verlorene Zeit. Es müssen sich veränderte technologische und ökologische Evidenzen aufbauen, bevor eine neue und entscheidende Zuspitzung der Frage nach einer alternativen Energiezivilisation entsteht.

©Peter Sloterdijk - Alle Rechte beim Autor. Es gilt das gesprochene Wort.